

**Zeitschrift:** SuchtMagazin  
**Herausgeber:** Infodrog  
**Band:** 46 (2020)  
**Heft:** 2

**Artikel:** Mädchengerechte Suchtprävention  
**Autor:** Berger, Christa  
**DOI:** <https://doi.org/10.5169/seals-881041>

### **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

### **Conditions d'utilisation**

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

### **Terms of use**

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

**Download PDF:** 29.03.2025

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**

# Mädchengerechte Suchtprävention

2020-2  
Jg. 46  
S. 22-25

**Obwohl Gendersensibilität als unbestrittenes Qualitätsmerkmal von Good Practice im Suchtbereich gilt, harzt es bei der Umsetzung. Die geschlechtstypischen Konsummuster und -motive, Suchtgefährdungen und negativen Auswirkungen wie auch unterschiedliche Lebensrealitäten und Bedürfnisse fordern differenzierte Angebote. Mädchengerechte Suchtprävention sollte auf der Grundlage ausgeprägter Genderkompetenz stattfinden, ohne Geschlechterstereotype zu verstärken.**

**CHRISTA BERGER**

Lic. phil., dipl. Sozialarbeiterin, Suchtpräventionsstelle der Stadt Zürich, Röntgenstrasse 44, CH-8005 Zürich, Tel.: +41 (0)44 412 83 36, christa.berger@zuerich.ch, www.stadt-zuerich.ch/suchtprevention

## Diskrepanz zwischen Anspruch und Wirklichkeit

Mädchengerechte Suchtprävention hat die Geschlechterunterschiede sowie Genderaspekte beim Substanzkonsum und bei Verhaltensweisen mit Suchtpotenzial in Bezug auf Inhalt, Methode und Sprache so zu berücksichtigen, dass die Mädchen gezielt und effektiv erreicht werden. Die Suchtprävention hat die Geschlechtergerechtigkeit früh adaptiert und viel zur weiteren Sensibilisierung beigetragen (Bräggelmann-Tan 2008). Aber es scheint nicht einfach, das differenzierte Wissen in der Praxis zufriedenstellend umzusetzen. Diese Kluft zwischen Anspruch und Wirklichkeit wird seit über 20 Jahren wiederholt festgestellt und kritisiert (Kolip 1997; Ernst 2015; Altgeld 2019). Die Fachleute sind durchaus guten Willens und haben Zugang zu Grundlagen<sup>1</sup> und Materialien<sup>2</sup> und trotzdem wird im Rahmen von suchtpräventiven Angeboten überwiegend geschlechterneutral gehandelt.

Marie-Louise Ernst, Sucht- und Genderexpertin der ersten Stunde,<sup>3</sup> macht dafür verschiedene Gründe geltend (Ernst 2017). So seien die theoretischen Grundlagen von Gender komplexer geworden. Weiter verweist Ernst auf den strukturellen Abbau geschlechter- und gendersensibler Suchtarbeit auf nationaler Ebene und die Neuausrichtung auf Diversity,<sup>4</sup> worunter Gender subsumiert wurde. Nicht zu unterschätzen

sei auch das in den letzten Jahren wieder stärker spürbare gesellschaftliche Gender-Bashing.<sup>5</sup> Und in einer Multioptionsgesellschaft, in der individuelle Freiheit und Selbstverantwortung hochgepriesen werden, gerieten Fragen nach strukturellen Bedingungen geschlechtsspezifischer Ungleichheit in die Defensive.

Bei den Fachleuten an der Basis bewirken diese Entwicklungen hemmende Verunsicherung und tendenzielle Überforderung. Hinzu kommt ein Unbehagen mit der dualen Geschlechtsdifferenzierung, die stereotype Rollenbilder und Zuschreibungen mitunter mehr bestärkt als in Frage stellt und infolge der LGBT+<sup>6</sup>-Bewegung inhaltlicher Erweiterung bedarf. Mädchen- bzw. jugendgerechte Angebote erscheinen vor diesem Hintergrund überholt. Und schliesslich haben die Ungewissheit bezüglich Wirksamkeit sowie fehlende Routine und Verbindlichkeit dazu geführt, dass die Geschlechter- und Genderthematik im Rahmen von suchtpräventiven Angeboten in den Hintergrund geriet.

Nichtsdestotrotz ist bei den Fachleuten ein Interesse und Bedürfnis nach inhaltlicher Weiterentwicklung und neuem Schub in der Genderfrage spürbar. Es lohnt sich deshalb, die Gelegenheit wahrzunehmen und die Handlungsoptionen einer zeitgemässen geschlechtersensiblen Suchtprävention zu skizzieren. Dies erfolgt hier angesichts des aktuellen

Heftschwerpunktes mit dem Fokus auf die weiblichen Jugendlichen.

## Inhaltliche Ankerpunkte Sex und Gender

Die Unterscheidung zwischen *Sex* (*biologisches Geschlecht*) und *Gender* (*soziales Geschlecht*) hat es ermöglicht, Geschlechtsunterschiede auch unter dem Aspekt von gesellschaftlichen Rollenerwartungen und Zuschreibungen zu deuten und zu verstehen. Dabei geht es um die Frage, wie Unterschiede zwischen Mädchen/Frauen und Jungen/Männern bewertet werden und wie sie durch Erziehung, Medien, Gesetze und gesellschaftliche Institutionen vermittelt und in alltäglichen Interaktionen hergestellt werden («doing gender»).

Geschlechts- und genderspezifische Unterschiede beim Substanzkonsum wie auch bei Verhaltensweisen mit Suchtpotenzial werden wiederkehrend erwähnt (Zenker 2005; Ernst 2016; Stöver 2018; Vogt 2019 & in dieser Ausgabe). Die Unterschiede zeigen sich dabei nicht nur in Bezug auf Konsum- bzw. Verhaltensausprägungen, sondern auch bei den Motiven, Risiko- und Schutzfaktoren bis hin zur Inanspruchnahme von Präventions- und Beratungsangeboten.

Der Substanzkonsum im Jugend- und jungen Erwachsenenalter steht u. a. im Zusammenhang mit der Bewältigung von alterstypischen Entwicklungsaufgaben: Entwicklung der Geschlechtsidentität,



Ablösung von den Eltern, erste sexuelle Liebesbeziehungen, Berufsfindung, Entwicklung einer eigenständigen Moral. Substanzen spielen insbesondere bei der geschlechtlichen Verortung und der Inszenierung von «Männlichkeit» und «Weiblichkeit» eine bedeutende Rolle. Zenker spricht in diesem Zusammenhang von «doing gender with drugs» (Zenker 2010: 15), was u. a. in der Interaktion von Mädchen und Jungen zum Tragen kommt. Alkohol ist bekanntlich ein beliebtes Schmiermittel beim Flirten und Sichannähern.

### *Konsum- und Verhaltensmuster*

Ab 15 Jahren konsumieren beide Geschlechter häufiger und mehr psychoaktive Substanzen. Das Konsumverhalten der Mädchen hat sich zwar an dasjenige der Jungen angeglichen. Die Prävalenzraten in Bezug auf den Konsum von Tabak, Alkohol und Cannabis sind aber bei den Mädchen durchwegs tiefer im Vergleich zu den gleichaltrigen Jungen. Gemäss der HBSC<sup>7</sup>-Studie 2018 (Delgrande Jordan et al. 2019) zeigen sich die Geschlechtsunterschiede bei den 15-Jährigen vor allem beim täglichen Rauchen, beim Cannabiskonsum sowie beim Gebrauch von E-Zigaretten. Beim Rauschtrinken unterscheiden sich die 15-jährigen Mädchen hingegen kaum von den gleichaltrigen Jungen (24,1 % vs. 27 %). Diese Angleichung setzt sich im jungen Erwachsenenalter (15–24 Jahre) fort. Zwar überwiegen die jungen Männer beim monatlichen Rauschtrinken nach wie vor gegenüber den Frauen. Aber der Anteil hat sich bei den jungen Frauen seit 2007 von 12 % auf 24 % verdoppelt (BfS 2019).

Beim Medikamentenkonsum und Kaufverhalten sind weibliche Jugendliche stärker gefährdet, ein problematisches Verhalten zu entwickeln. So nehmen 15-jährige Mädchen häufiger Schmerz- sowie Schlaf- und Beruhigungsmittel ein als die Jungen.<sup>8</sup> Und unkontrolliertes Kaufverhalten ist vor allem bei jüngeren Frauen ausgeprägt, und der Anteil der Kaufsüchtigen ist bei Frauen fast doppelt so hoch wie bei Männern (Maag 2010).

Weibliche Jugendliche sind auch stärker von problematischer Online-nutzung betroffen, wobei es bei ihnen

überwiegend um die Nutzung von Sozialen Medien geht (Rumpf et al. 2011). Dieser Befund aus dem Jahr 2011 hat für Aufsehen gesorgt, galten doch bis dahin vor allem die Jungen wegen ihrer Vorliebe für Videospiele als suchtgefährdet. Allmählich befasst man sich auch mit den Risiken der Social-Media-Nutzung. Weibliche Jugendliche sind zurzeit vor allem auf Instagram, Snapchat und TikTok aktiv (Suter et al. 2019; JAMES-Studie 2018). Soziale Medien befriedigen verschiedene Bedürfnisse: Sie bieten Kommunikation, Austausch, Zeitvertreib und Teilhabe. Es geht ums Sehen und Gesehen werden und ums Bewerten und Bewertetwerden. Die Plattformen der Sozialen Medien als wichtige Sozialisationsagenten zeigen dabei stark stereotype Geschlechterdarstellungen. Auf Instagram bspw. sind besonders dünne, langhaarige Frauen erfolgreich, die sich mit den Themen Mode, Ernährung und Schönheit beschäftigen (MaLisa Stiftung 2019). Das Bedürfnis nach Anerkennung und Bestätigung kann eine Sogwirkung entfalten und zu einem anhaltend starken Verlangen führen, ständig online zu sein. Der Erwartungsdruck, permanent erreichbar sein zu müssen und die Angst, etwas zu verpassen oder ausgeschlossen zu werden, sind weitere motivationale Antreiber für die exzessive Onlinenutzung. Dies erleben mehr Mädchen als Jungen als belastend (Steiner & Heeg 2019). Mädchen berichten im Zusammenhang mit ihrer Social-Media-Nutzung von psychischen und körperlichen Beschwerden, erhöhter Gereiztheit, Nervosität und Konzentrationsschwierigkeiten (Bernath et al. 2020). Handkehrum sind es vor allem die Mädchen, die ihre Onlinenutzung kritisch hinterfragen und sich deren Risiken bewusst sind (Steiner & Heeg 2019). Als Folge davon praktizieren sie selbstregulierende Verhaltensweisen (z. B. das Handy bewusst weglegen, wenn sie sich konzentrieren müssen), um sich vor einem Abgleiten in die Sucht zu schützen.

### *Mädchenspezifische Risiko- und Schutzfaktoren*

Mädchen und Jungen teilen eine Vielzahl von Risiko- und Schutzfaktoren im Hinblick auf die Entwicklung eines problematischen Substanzkonsums oder einer

Abhängigkeit (Delgrande Jordan & Wicki 2018; Henzen-Voss & Ludwig 2016). Diese können aber je nach Geschlecht einen unterschiedlichen Impact haben. So gilt bspw. der Substanzkonsum von Eltern, Geschwistern und Peers als bedeutsamer Risikofaktor für jugendlichen Substanzkonsum. Bei den Mädchen beeinflusst jedoch insbesondere ein Freund/Partner, der Substanzen konsumiert, den eigenen Substanzkonsum massgeblich (Amaro et al. 2001).

Mädchen vertragen aufgrund ihrer Physiologie Alkohol schlechter als die Jungen. Sie sind bei gleicher Menge von getrunkenem Alkohol stärker betrunken und brauchen länger, um den Alkohol im Körper abzubauen. Weibliche Jugendliche äussern im Zusammenhang mit dem Alkoholkonsum häufiger Bewältigungsmotive als die Jungen.<sup>9</sup> 15-jährige Mädchen fühlen sich denn auch deutlich häufiger traurig, bedrückt und gestresst im Vergleich zu den Jungen (von Wyl et al. 2017). Dementsprechend werden Einschlafschwierigkeiten, Nervosität, Traurigkeit oder Angst von deutlich mehr Mädchen als Jungen im Zusammenhang mit riskantem Substanzkonsum genannt (W: 45 %, M: 28 %) (Delgrande Jordan & Wicki 2018). Ebenso gelten ein negatives Körperbild bzw. die Fixierung auf ein körperliches Idealbild, Depressivität sowie sexualisierte Gewalterfahrungen als typisch weibliche Risiken für problematischen Substanzkonsum oder exzessive Verhaltensweisen mit Suchtpotenzial. Mädchen und Frauen neigen aufgrund ihrer Sozialisation nach wie vor dazu, ihren Ärger und ihre Aggressionen zu unterdrücken und die eigenen Bedürfnisse zurückzustellen. Sie haben tendenziell mehr Mühe, Nein zu sagen und sich abzugrenzen.<sup>10</sup>

Beim Tabakkonsum spielen für weibliche Jugendliche soziale Aspekte wie Gestik sowie Sicherheits- und Gemeinschaftsgefühle eine wichtige Rolle (AT 2011). Der Griff zur Zigarette erfolgt zudem zum Stressabbau und bei negativen Gefühlen sowie als Mittel zur Gewichtskontrolle.

Der im Vergleich zu den Jungen durchwegs moderatere Konsum psychoaktiver Substanzen kann als Ausdruck einer rationalen, geschlechtsspezifischen Risikominimierung gedeutet werden.



Demnach verhalten sich Mädchen beim Substanzkonsum zurückhaltender, um sich vor Kontrollverlust und damit einhergehenden möglichen sexuellen Übergriffen bzw. ungewollten sexuellen Kontakten zu schützen. Diese Angst ist nicht unbegründet. Ein erheblicher Teil der Mädchen erlebt den ersten sexuellen Übergriff in der Adoleszenz. Und deutlich mehr Mädchen als Jungen sind von sexueller Gewalt in jugendlichen Partnerschaften betroffen (EBG 2015).

### *Widersprüchliche Rollenanforderungen*

Heute gelten geschlechtsspezifische Benachteiligungen gemeinhin als überwunden und viele weibliche Jugendliche und junge Frauen sind der Ansicht, sie hätten die gleichen Chancen wie die Jungen bzw. jungen Männer. Doch der Schein trügt. Ein Blick auf die Gleichstellungsindikatoren des Bundesamtes für Statistik zeigt: Die traditionellen Rollenbilder prägen immer noch stark die Einstellungen der Bevölkerung. Und zahlreiche Ungleichheiten existieren nach wie vor (Bundesamt für Statistik 2019). Trotz besserer Bildungsabschlüsse und erhöhter Erwerbsbeteiligung bekommen viele Frauen die Benachteiligungen vor allem zu spüren, sobald sie Mutter werden. Eine Studie von Sucht Schweiz hat gezeigt, dass erschwerte Bedingungen für die Vereinbarkeit von Mutterschaft und Berufstätigkeit Stress verursachen und bei arbeitenden Müttern zu einer Zunahme des Alkoholkonsums führen (Kuntsche et al. 2011).

Von Mädchen wird heute Gleichheit in Bezug auf männliche Lebensentwürfe gefordert, sie sollen Geld verdienen und beruflich erfolgreich sein. Gleichzeitig stabilisieren aber gesellschaftliche Strukturen eher traditionelle Rollenbilder und geschlechtstypische Ungleichheiten (fehlende und kostspielige Krippenplätze, fehlende flexible Arbeitszeitmodelle für Männer etc.). Das Fatale ist, dass den Mädchen vermittelt wird, sie könnten heute alles erreichen, wenn sie wollten. Die gesellschaftlichen Rollenbilder sind in der Tat vielfältiger als früher. Aber sie sind zum Teil in sich widersprüchlich und tendenziell überfordernd. Dabei gilt es zu beachten, dass die strukturellen Benachteiligungen die

Mädchen und Frauen je nach Bildungsniveau und soziokulturellem Hintergrund unterschiedlich treffen. So haben in der Schweiz Mädchen aus der Mittel- und Oberschicht weitaus bessere Karten für einen guten Bildungsabschluss als Mädchen aus der Unterschicht (Schweizerischer Wissenschaftsrat 2018).

### **Mädchengerechte Suchtprävention zeitgemäss umsetzen**

Mädchengerechte Angebote haben die spezifischen Suchtrisiken, Konsummotive und negativen Auswirkungen des Konsumverhaltens zu berücksichtigen und knüpfen an die vielfältigen Bedürfnisse und Lebenswelten der Mädchen an, um sie gezielt zu sensibilisieren und zu stärken. Demzufolge drängen sich folgende Schwerpunkte auf:

- Neben Tabak, Alkohol und Cannabis sollten auch der Medikamentenverbrauch, die Nutzung Sozialer Medien und das Kaufverhalten inhaltlich bearbeitet werden.
- Die Erkenntnisse aus der Genderforschung, insbesondere des «doing gender with drugs», sollten vermittelt und mit den Erfahrungen der weiblichen Jugendlichen im Alltag in Verbindung gebracht werden. Des Weiteren geht es darum, widersprüchliche Rollenanforderungen zu thematisieren und stereotype Geschlechterbilder zu hinterfragen.
- Suchtrelevante Schutzfaktoren bei Mädchen sind ein positives Körperbild und -gefühl, ein solides Selbstwertgefühl und die Fähigkeit, eigene Bedürfnisse wahrzunehmen, einzubringen und dafür einzustehen. Diese Aspekte gilt es gezielt zu fördern und zu stärken. Dazu zählt auch das alltagsnahe Üben des Neinsagens und Sichabgrenzens.
- Angesichts der hohen Bedeutung der Emotionsregulierung im Zusammenhang mit Substanzkonsum und der Onlinenutzung benötigen weibliche Jugendliche vielfältige alternative Bewältigungsstrategien im Umgang mit negativen Gefühlen und Stress wie auch mit Ängsten und Sorgen wie zum Beispiel Entspannungstechniken, Musik hören oder Sport treiben, Tagebuch führen, analoge Kontakte und Freundschaften pflegen etc.

- Es braucht eine generelle Sensibilisierungsoffensive für die Risiken der Sozialen Medien. Im Hinblick auf die souveräne Nutzung von Sozialen Medien müssen die entsprechenden Kompetenzen bereits in der Kindheit vermittelt werden.
- Schlüsselpersonen aus dem Lebensumfeld der Mädchen müssen verstärkt für die Früherkennung von internalisierendem Problemverhalten (u. a. Ängste, Depressivität, Essstörungen) wie auch im Umgang damit befähigt werden (BAG 2019).

Mädchengerechte Suchtprävention ist bei weitem nicht obsolet geworden. Die Kunst besteht darin, sie ohne Stereotypisierungen und Dogmen zu entwickeln und umzusetzen (Mezzerla 2008). Dafür braucht es neben Genderkompetenz:<sup>11</sup>

- a) eine Sensibilität für weitere soziale Kategorien wie sozioökonomischer und kultureller Hintergrund, körperliche Beeinträchtigungen oder sexuelle Orientierung und deren situative Berücksichtigung,
- b) Offenheit für die Vielfalt der Mädchen und für individuelle Verhaltensweisen, die nicht den geschlechtsspezifischen Erwartungen entsprechen und
- c) inhaltliche und methodische Flexibilität, um auf die jeweiligen Bedürfnisse der Mädchen vor Ort adäquat einzugehen. Andreas Pfister, ehemaliger Projektleiter an der Suchtpräventionsstelle der Stadt Zürich, hat dafür wegweisende Grundlagen (Pfister 2013) erarbeitet.

Mädchengerecht bedeutet übrigens nicht automatisch Arbeit mit homogenen Mädchengruppen. Mädchengerechte Angebote lassen sich auch in gemischten Gruppen umsetzen. Wichtig ist, dass das jeweilige Vorgehen reflektiert und begründet ist. Die Erfahrung hat nämlich gezeigt, dass es sowohl Raum für Austausch und Selbstvergewisserung unter Mädchen wie auch die Auseinandersetzung zusammen mit den Jungen braucht (Herzig 2014). Die von Sucht Schweiz entwickelten Anspielfilme «Der kleine Unterschied» eignen sich dafür hervorragend.<sup>12</sup> Mädchengerechte Suchtprä-



vention kann sowohl von weiblichen als auch männlichen Fachpersonen geleistet werden, und sie vollzieht sich auch in der Arbeit mit Jungen, nämlich dann, wenn die Mädchenspezifischen Belange miteinbezogen werden und zur Sprache kommen. Und last but not least: Mädchen-gerechte Suchtprävention verlangt keine aufwändigen Sonderprogramme. Es reichen bereits Nuancen, geringfügige Anpassungen im Rahmen bestehender Angebote, die den Unterschied machen.

Die Suchtpräventionsstelle der Stadt Zürich bietet den Workshop «Doing Gender with Drugs – Workshop für Mädchen» (Oberstufe) an. Auskunft bei Selina Chanson, Bereichsleiterin Schule & Bildung, selina.chanson@zuerich.ch

**Literatur**

Altgeld, T. (2019): Männlichkeit und Sucht: Blinder Fleck in Prävention und Versorgung. *Public Health Forum* 27(2): 115-118.

Amaro, H./Blake, S.M./Schwartz, P./Flinchbaugh, L.J. (2001): Developing theory-based substance abuse prevention programs for young adolescent girls. *The Journal of Early Adolescence* 21(3): 256-293.

AT – Arbeitsgemeinschaft Tabakprävention Schweiz (2011): AT-Information. Sonderausgabe «Frau und Tabak». Bern.

Bernath, J. et al. (2020): JAMESfocus. Mediennutzung & Gesundheit. Zürich: Zürcher Hochschule für Angewandte Wissenschaften ZHAW.

Brägelmann-Tan, S. (2008): Geschlechtergerechte Ansätze in Suchtarbeit und prävention. S. 4-5 in: Niedersächsisches Ministerium für Soziales, Frauen, Familie und Gesundheit (Hrsg.), 18. Niedersächsische Suchtkonferenz, Geschlechtergerechte Ansätze in Suchtarbeit und -prävention. Berichte zur Suchtkrankenhilfe. Hannover.

BAG – Bundesamt für Gesundheit (2019): Früherkennung und Frühintervention (F+F) im Fokus der Lebensphasen: Ein übergreifender Ansatz. Bern.

BfS – Bundesamt für Statistik (2019): BFS Aktuell, Alkoholkonsum 2017. Bern.

BfS – Bundesamt für Statistik (2019): Auf dem Weg zur Gleichstellung von Frau und Mann. Stand und Entwicklung. Bern.

Delgrande Jordan, M./Wicki, M. (2018): Vulnerable Jugendliche: Definition und statistische Daten aus der Schweiz. *SuchtMagazin* 44(3): 51-58.

Delgrande Jordan, M. et al. (2019): Eine explorative Untersuchung des Zusammenhangs zwischen dem Konsum psychoaktiver Substanzen und Merkmalen 11- bis 15-jähriger Jugendlicher in der Schweiz. Ergebnisse der Studie «Health Behaviour in School-aged Children» (HBSC) 2018. Forschungsbericht Nr. 105. Lausanne: Sucht Schweiz.

EBG – Eidgenössisches Büro für die Gleichstel-

lung von Frau und Mann (2015): Häusliche Gewalt – Informationsblatt 18 «Gewalt in jugendlichen Paarbeziehungen». Bern.

Ernst, M.L. (2015): Best Practice zur gendersensiblen Suchtprävention. *rausch* 4(2): 143-148.

Ernst, M.L. (2016): Gendersensible Suchtprävention, S. 59-70 in: D. Heinzen-Voss/H. Stöver (Hrsg.), *Geschlecht und Sucht. Wie gendersensible Suchtarbeit gelingen kann.* Lengerich: Pabst.

Ernst, M.L. (2017): Gender im Suchtbereich. *SuchtMagazin* 43(5): 35-39.

Heinzen-Voss, D./Ludwig, K. (2016): Empfehlungen: Genderaspekte in Institutionen der Suchthilfe. S. 9-48 in: D. Heinzen-Voss/H. Stöver (Hrsg.), *Geschlecht und Sucht. Wie gendersensible Suchtarbeit gelingen kann.* Lengerich: Pabst.

Herzig, J. (2014): «Der Austausch mit den Jungs ist uns wichtig». *laut & leise* 2: 10-11.

Kolip, P. (1997): Das gleiche ist nicht dasselbe: Zur Notwendigkeit geschlechtsspezifischer Suchtprävention im Jugendalter. *Unterrichtswissenschaft* 25(2): 150-160.

Kuntsche, S./Knibbe, R.A./Kuntsche, E./Gmel, G. (2011): Housewife or working mum – each to her own? The relevance of societal factors in the association between social roles and alcohol use among mothers in 16 industrialized countries. *Addiction* 106(11): 1925-1932.

Maag, V. (2010): Kaufsucht in der Schweiz. Verbreitung, Ursachen und Konsequenzen. Zürich: Rüegger.

MaLisa Stiftung (2019): Weibliche Selbstinszenierung in den Neuen Medien. Ergebnisse einer Studienreihe präsentiert von der MaLisa Stiftung.

Mezzera, M. (2008): Die Genderperspektive im Projektalltag. *SuchtMagazin* 34(4): 23-26.

Pfister, A. (2013): Gendersensibel-diversityorientierte Suchtprävention. Grundlagen und Checkliste für den Schulkontext. Bericht. Zürich: Suchtpräventionsstelle.

Rumpf, H.J. et al. (2011): Prävalenz der Internetabhängigkeit (PINTA). Bericht an das Bundesministerium für Gesundheit. Greifswald und Lübeck.

Schweizerischer Wissenschaftsrat (2018): Soziale Selektivität. Empfehlungen des Schweizerischen Wissenschaftsrates SWR. Expertenbericht von Rolf Becker und Jürg Schoch im Auftrag des SWR. Bern.

Steiner, O./Heeg, R. (2019): Studie «always on»: Wie Jugendliche das ständige Online-Sein erleben. MuttENZ/Olten: Hochschule für Soziale Arbeit FHNW.

Stöver, H. (2018): Gender und psychoaktive Substanzen. S. 41-49: in: M. von Heyden/H. Jungaberle/T. Majic (Hrsg.), *Handbuch psychoaktive Substanzen.* Berlin: Springer.

Suter, L./Waller, G./Bernath, J./Külling, C./Willemse, I./Süss, D. (2018): JAMES – Jugend, Aktivitäten, Medien – Erhebung Schweiz. Zürich: Hochschule für Angewandte Wissenschaften.

Vogt, I. (2019): Drogen und Geschlecht. S. 305-325 in: R. Feustel/H. Schmidt-Semisch/U. Bröckling (Hrsg.), *Handbuch Drogen in sozialwissenschaftlicher Perspektive.* Wiesbaden: Springer.

von Wyl, A./Chew Howard, E./Bohleber, L./Hammerle, P. (2017): Psychische Gesundheit und Krankheit von Kindern und Jugendlichen in der Schweiz: Versorgung und Epidemiologie. Eine systematische Zusammenstellung empirischer Berichte von 2006 bis 2016 (Obsan Dossier 62). Neuchâtel: Schweizerisches Gesundheitsobservatorium.

**Endnoten**

- 1 Z. B. die Webseite «Geschlecht/Gender» von Sucht Schweiz (<https://tinyurl.com/sn9qzas>, Zugriff 29.02.20) oder das Dossier «Gender» auf Infoset (<https://tinyurl.com/ybudr26m>, Zugriff 29.02.20).
- 2 Z. B. Checkliste zur Genderperspektive von Quint-Essenz oder «Der kleine Unterschied – 5 Anspielfilme und pädagogische Unterlagen zur geschlechtersensiblen Suchtprävention» von Sucht Schweiz.
- 3 M.L. Ernst führte von 1997 bis 2012 im Auftrag des BAG das Mandat zur Förderung gendergerechter Suchtarbeit und Suchtprävention.
- 4 Diversity (engl.) bedeutet Verschiedenheit, Vielfalt oder Heterogenität. Der Begriff steht für die Beachtung und Anerkennung bzw. den produktiven Umgang mit der Vielfalt von pluralistischen Gesellschaften. Dabei stehen folgende Dimensionen im Fokus: Alter, Geschlecht, Ethnie/kulturelle Herkunft, Behinderung, sexuelle Orientierung sowie Religion/Weltanschauung.
- 5 Gender-Bashing meint die öffentliche diffamierende Kritik und Polemik gegen Geschlechtergerechtigkeit und Feminismus.
- 6 LGBT+ ist eine ursprünglich englische Abkürzung für Lesben, Schwule, Bi- und Transsexuelle sowie Menschen mit sexuellen Orientierungen und geschlechtlichen Identitäten, die sich mit diesen Bezeichnungen nicht identifizieren können.
- 7 HBSC steht für «Health Behaviour in School-Aged Children». Die internationale Studie zum Gesundheitsverhalten von 11- bis 15-jährigen SchülerInnen wird alle 4 Jahre durchgeführt. Die Schweiz nimmt seit 1986 daran teil.
- 8 Vgl. Zahlen und Fakten zum Substanzkonsum auf der Webseite von Sucht Schweiz: <https://zahlen-fakten.suchtschweiz.ch/>, Zugriff 29.02.20.
- 9 Vgl. die Webseite von Sucht Schweiz zum Thema «Geschlecht/Gender»: <https://tinyurl.com/sn9qzas>, Zugriff 29.02.20.
- 10 Vgl. Heinzen-Voss & Ludwig 2016 sowie die Webseite von Sucht Schweiz zum Thema «Geschlecht/Gender»: <https://tinyurl.com/sn9qzas>, Zugriff 29.02.20.
- 11 Genderkompetenz ist die Fähigkeit von Menschen, bei ihren Aufgaben relevante Geschlechter- und Genderaspekte zu erkennen und soziale Zuschreibungen in Bezug auf Geschlecht kritisch zu reflektieren.
- 12 Vgl. die Webseite von Suchtschweiz zum Thema «Gender und Prävention»: <https://genderundpraevention.ch/>, Zugriff: 29.02.20.



